



Ein Gedenkblatt für Kant.

Heisterbau.

Von Hermann Vahr.

Kant war unter allen deutschen Denkern der gewaltigste Beschwörer, und in jedem Sinn: denn die Geister, die er rief, hat er eigentlich dann alle wieder selber gebannt; der deutschen Religion, jeden Gedanken ergebend zu lassen, war in ihm eine verehrungswürdige Bescheidenheit und Mäßigung beigelegt. Durch ihn schien alle Metaphysik, ja schon ihre Möglichkeit überhaupt für immer vernichtet und durch ihn ist doch Metaphysik nicht eigentlich überhaupt erst wieder möglich geworden. Die Summe seines ungeheuren Wirkens hat er in dem demütigen Satz gezogen: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen.“

Die heitere Schönheit, die herrliche Lebenszuversicht, die reine Freudigkeit, die wir am griechischen Dasein bewundern, verdankt es dreifachem Vertrauen: Alhen vertraut dem Augenschein, es vertraut den inneren Stimmen des Gemüts, des Gewissens und des Geschmacks und es vertraut der ererbten Weisheit der Vorfahren. Arglos hält sich der Grieche an das Zeugnis der Sinne, das Zeugnis der Ahnungen und das Zeugnis der Ueberlieferung. Als das dreiste Geschlecht der Sophisten erscheint, ein zweifelndes Geschlecht mit der Annahme, alles besser zu verstehen und selber nun Aug und Ohr, die Stimme des Herzens und den Sinn der Ahnen erst noch überprüften zu müssen, erst noch vor dem eigenen Gericht verfahren zu dürfen, ist es um die Glückseligkeit, Unschuld und Anmut des griechischen Daseins geschehen: mit dem Glauben erlischt ihm die Lebenszuversicht. Sie kehrt im jungen Christentum wieder, das, auch zunächst von den Heiden auf Treu und Glauben angenommen, diesen Glauben nun noch durch seine Wirkungen beglaubigt, dem Durchschnittsmenschen einen fasslichen Sinn seines Lebens, eine hilfreiche Deutung seines Schicksals darbietend, dem sinnenden Geist auf die tausend Fragen antwortend, die der Anblick des Sternenhimmels über ihm und der Puls des Gemüts in ihm erregt. Der Glaube wird so zum Wissen, das allmählig auch das Erbe der alten Welt in sich aufnimmt, und von diesem Wissen erhält jedermann das Seine, nach der Tragkraft eines jeden zugemessen, genau so viel als innerlich verarbeitet und wieder in unmittelbares Leben, in Form und Tat umsetzen zu können er eingeschätzt wird. Es entsteht das gewaltige Gefüge der scholastischen Systeme mit seiner Ordnung in der Summe von allen Summen, in der Vollendung der christlichen Erkenntnis, im Werk des Doctor angelicus, des Heiligen von Aquin. Hier erscheint die schaffende Geistesmacht des Menschen auf einer Höhe, die kaum mehr überboten werden kann, und vielleicht ist das der Grund, weshalb sie sich dann zur Abwechslung nach der anderen Seite wendet und es nun auch wieder einmal mit der vermeintlichen Kraft versucht, mit dem Zweifel.

Die Glaubensgewißheit einfacher Leute beruht in jenen Zeiten auf Vertrauen, Gehorsam und Gewöhnung. Bei Denkern erwacht aus ihr allmählig Erkenntnis. Aber es erscheinen auch Begründer, die selber den Glauben unmittelbar erleben und ihn fortan aus eigener innerer Erfahrung bezeugen können. Schon der Doctor mellissus, Bernhard v. Clairvaux, den Harnack einen Augustinus redivivus genannt hat, schildert persönliche Begegnungen mit Gott von einer Evidenz, die den Glauben entbehrlich macht. Gott dringt dann mit solcher Macht ein, mit solcher Fülle, daß der von ihm überwältigte Mensch für sich selbst in sich keinen Raum mehr übrig hat: der Mensch selber verglüht in Liebe. Von solchen Zuständen hat der junge Goethe gesagt, daß uns Gott, immer für uns „ungreiflich“, in ihnen „berühlich“ wird; ganz ebenso spricht schon der heilige Bernhard von einer apprehensio veri non dubia. Dieses Erlebnis des paulinischen Raptus, der intuitiven Gewißheit, der Sinnfälligkeit Gottes ist die stärkste Bestätigung des Glaubens und niemand merkt zunächst, welche Gefahr für den Glauben doch aber darin verborgen liegt: die Gefahr, daß nun auf die Kunde davon der Ehrgeiz erwacht, sich nicht mehr mit der Glaubensgewißheit zu begnügen, sondern sich fortan zum Glauben erst eine solche persönliche Bemühung Gottes gleichsam auszubedingen. In den Klöstern der deutschen Mystik wird, wenn auch zunächst noch unmerklich, jedenfalls unschädlich, der Glaube zum erstenmal subjektiviert. Glaube war, seit es Christen gab, bisher der Eingang, der einzige Zugang zur Erkenntnis, zum Wissen gewesen; jetzt schienen Ausgewählten ein näherer Weg offen, ihr Privatweg sozusagen: Gott holte sie sich selbst und zeigte sich ihnen unmittelbar. So klingt in der deutschen Mystik zuweilen leise schon etwas völlig Neues, den alten Griechen wie bisher den Christen Unbekanntes an: der moderne Begriff der selbstgerechten, der „autonomen“ Persönlichkeit. Primär ist hier nicht mehr der Glaube, primär wird jetzt ein eigenes persönliches inneres Erlebnis (das erst in der spanischen Mystik, bei der heiligen Teresa und Juan de la Cruz, dann wieder dem Glauben unterordnet wird, wieder gehorchen lernt). Na, Glaube, der sich nicht mit jener intuitiven Erkenntnis auseinsetzen kann, wird allmählich sozusagen zum Angeklagten, den der Zweifel verhört, und so dringt jetzt der Verstand mit seiner angeborenen Lust am Verneinen ein, der Verstand, dem ein unverbägliches Zeugnis, Goethe nachsagt, daß man ihm „gar keine Autorität zuschreiben kann: denn er bringt nur immer Seinesgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt.“ Der Glaube wird durch den Überglauben an den Verstand verdrängt und die Selbstherrlichkeit des in sich leer lauernden Vernünftelns tritt als Triumph des Menschengeistes. In diesem Augenblick, da der Hochmut des Verstandes sich die Welt Herrschaft anmaßt, tritt ein Mann auf, der durch eine einzige Frage, die so klar niemals zuvor ge-

stellt worden war, jenen triumphierenden Menschengeist ängstlich aufhorchen läßt: Kant fragt, wie weit unsere Erkenntnis eigentlich gelten mag, ob sie bloß in uns und für uns gilt oder vielleicht auch über uns hinaus, auch an sich. Und indem die Menschheit, zunächst verwundert, wie man denn nur so töricht fragen kann, sich auf die gewohnte Lätigkeit des Denkens nun zum erstenmal bekennt, scheint aller Grund, auf dem sie lebt, unter ihr zu schwinden. Haben wir irgendein Recht, anzunehmen, daß der Baum, den wir sehen, deshalb schon auch außer uns vorhanden ist? Ist der Baum bloß eine Gestalt unserer Einbildung oder ist er ein Abbild von etwas? Wie viel an jeder Wahrnehmung ist unser Werk, was an ihr ist unabhängig von uns? Kant tritt zunächst ganz bescheiden an den Geist heran, er will eigentlich nur einmal die Beknntnis in ihrer Tätigkeit beobachten und beschreiben. Er hat eigentlich etwas spät zum erstenmal die Vorfrage unserer Orientierung in der Welt gestellt, die Frage, wie denn Erfahrung überhaupt möglich ist. Er hat sich erkundigt, wie viel am Augenschein eben nichts als bloßer Schein ist und ob, ziehen wir diesen Schein ab, uns noch irgendetwas übrig bleibt, das wir für wahr bezeichnen können. Schon indem er diese Fragen fragwürdig fand, hat er eigentlich in Frage gestellt, ob unser Dasein möglich, ja ob uns irgendeine Sicherheit irgendeines Daseins erreichbar ist. Niemals vor ihm ist irgendwo von irgendwem so radikal gezwweifelt worden. Man sollte meinen, die Menschheit hätte seine Fragen als ärgste Demütigung empfinden müssen. Aber sie hörte zunächst aus der Antwort offenbar bloß heraus, wie gewaltig ihr eigener Anteil an dem Bilde der Welt ist, es schien ihr zu schmeicheln, ja, sie folgerte, sich als Welterschopfer fühlen zu dürfen, als Schöpfer einer freilich nur für sie, nur an ihr vorhandenen Welt; aber immerhin durfte sich der Baccalareus, zu dem Zubeckstz erdreisten: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf!“ Kant selber wies allerdings alle Fichteleien mit Entschiedenheit ab und Gedanken, an denen er selbst nicht ganz unschuldig war, wirkten in solcher Uebersteigerung auf ihn als „eine Art Gespenst, was, wenn man es gehacht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst, und zwar hievon auch nur die Hand, die danach hacht, vor sich findet“. In diesem allerliebste verzopft gewordenen und dabei doch so sicher zielenden, ins Schwarze treffenden Sachchen ist eigentlich das Schicksal seiner Philosophie schon ahnungsvoll vorweggenommen: der Ueberreifer der Schüler sprach vor keiner Absurdität zurück, bis ihnen am Ende wirklich von der Welt wie vom eigenen Ich nichts als eine geheimnisvoll aus den tiefsten Abgründen des Nichts empor danach hachende Hand übrig blieb. Er aber durchschaute sogleich den Wahn eines „bloßen Selbstbewußtseins ohne Stoff, folglich ohne daß die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könne“. Dieses „Etwas“, das die Reflexion vor sich haben muß, hat er auch vor seiner scharfften Kritik immer in Sicherheit gebracht. Was aber mag nun dieses eine Letzte dem Selbstbewußtsein zu seiner Behauptung Unentbehrliche denn im Grunde sein? Es ist das selbe, worauf allein ja das Selbstbewußtsein in allen seinen Verrichtungen ruht, worauf allein es auch immer wieder zielt, worum allein es sich dreht: es ist das Objekt.

Man erinnert sich des Gesprächs, das, in einer Sitzung der Jenenser naturforschenden Gesellschaft angeschlossen, den Auftakt zu Goethes Freundschaft mit Schiller gab. Goethe kommt auf seine Metamorphose der Pflanzen, und als er eine symbolische Pflanze zeichnet, bemerkt Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Goethe, so sehr er Kant verehrt, den „herrlichen“ Mann, den „gewissenhaften“ Mann, ja gelegentlich versichert, er sei selbst „aus eigener Natur einen ähnlichen Weg gegangen wie Kant“, ist in jenem Augenblick doch nicht hartfest genug, um recht zu verstehen, was Schiller meint, und, kaum seinen Unmut zu beherrschen mächtig, antwortet er: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Goethe war von Natur unfähig einer Erfahrung, ohne sogleich unwillkürlich Ideen in sie hineinzusehen. Ganz ebenso war Kant unfähig, in der Beobachtung des Denkens jemals vom Objekt ganz abzusehen; das Objekt blieb, wenn auch von der Betrachtung ausgeklart, ihm doch immer zugegen. Durch ihn sind wir uns erst bewußt geworden, daß wir die Welt nur als Erscheinung gewahr werden; aber daß in dieser Erscheinung etwas erscheint, daran hat der große Zweifler niemals gezwweifelt. Er hätte, darauf schonend aufmerksam gemacht, sich wahrscheinlich auch ärgerlich getroffen gefühlt, ganz wie Goethe durch jene Bemerkung Schillers. Er hätte dann vielleicht auch gesagt: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich das Objekt anerkenne, das nirgends erkennen zu können ich doch immer meine.“ Er hat einmal Philosophie definiert als „die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft“. Daraus geht hervor, daß Erkenntnis für ihn durchaus nicht das Ziel dieser Wissenschaft, durchaus nicht erst eine Wirkung, ein Erfolg, ein Ergebnis dieser Wissenschaft ist, sondern daß, da doch der Philosophie ja Beziehung der Erkenntnis als Aufgabe gestellt wird, Erkenntnis schon da sein muß, damit Philosophie nur überhaupt möglich werden kann. Wenn Goethe sagt, daß im Grunde doch „alles Faktische schon Theorie ist“, so gilt dieser Satz auch umgekehrt, wir können mit ganz ebendemselben Rechte sagen, daß alle Theorie, es sei denn, daß man in ihr nur die Wirkung eines künstlerischen Spieltriebs erkennen wollte, durch ihre Tätigkeit allein schon ein Faktum voraussetzt, annimmt, ja um irgendeinen Sinn zu haben, geradezu fordert: Faktum enthält selber schon Theorie, doch Theorie hinwegwiedert wird eben am Faktum erst möglich. So fühlen wir das Objekt in sämtlichen Schriften Kants immer schon gegenwärtig, allerdings auf eine geheime, eigentlich unerkennbare Art, da er ja doch im Grunde nicht auf „Erkenntnisart irgendeines Objektes“, sondern nur auf „Methode oder formales Prinzip“ zielt. Aber sobald der Geist zielt, stellt sich das Objekt ungerufen ein, und Kant begreift, daß seiner Methode nichts übrigbleibt, als sich selbst das Objekt der Vernunft in Begreifen zu schaffen“. Ja schon der Name, den er seiner Wissenschaft gibt, bezeugt es: Transzendentalphilosophie nennt er sie, sogleich andeutend, was jedem, der dem Geist in seiner Bewegung zusieht, vor allem auffällt, nämlich, daß es eine Bewegung hinüber ist; wohin,

wissen wir nicht, aber jedenfalls über sich hinaus, über uns hinaus, nach irgendeinem Daen. Der „Daen“ sagt, meint damit schon ein Jenseits von uns, er anerkennt es, er will es, und er braucht für dieses Jenseits erst keinen Beweis, denn er weiß sich, auch wenn es unbewiesen, ja wenn der Beweis seiner Unwirklichkeit, seiner Unmöglichkeit erbracht wäre, tief in sich genigt, daran zu glauben. Auch wenn der Baum, den uns unser Auge meldet, unwiderleglich als leerer Trug durchschaut wäre, könnten wir nicht aufhören, diesen aufgedachten berglauben uns dennoch, solange wir leben, zu bewahren, weil wir ohne ihn zu leben unfähig sind.

In seinem letzten Lebensjahre schrieb Goethe, sein Verhältnis zu Kant noch einmal uberdenkend: „Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich auf mich selbst aufmerksam gemacht hat, das ist ein ungeheurer Gewinn; sie kommt aber nie zum Objekt, dieses müssen wir so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben, um am unwandelbaren Verhältnis zu ihm die Freude des Lebens zu genießen.“ Dieser eine Satz enthält das ganze Verdienst Kants, ein ungeheures, um sein Zeitalter, das Zeitalter der „Aufklärung“; denn eben „Aufklärung“ war dadurch fortan nicht mehr möglich, die Selbstgefälligkeit des Unglaubens war in ihrer Dhnmacht enthält. Daß aber Kant „nie zum Objekt kommt“, ist nur gültig mit einem Zusatz: er kommt nie zum Objekt, nie bis zum Griff nach dem Objekt, aber er kommt ebenso doch auch eigentlich nie vom Objekt los und er muß es nicht bloß „so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben“, sondern, wenn diese ganze Bewegung des Selbstbewußtseins in seinen vielfachen Operationen nicht ein sinnloses Spiel bleiben soll, muß er an das Objekt glauben. Für sich selbst sprach er übrigens auch keineswegs vor dem Griff nach dem Objekt zurück, er hatte seinen ganz festen persönlichen Glauben, den er allerdings für eine „reine Privatmeinung“, aber ihm „unentbehrlich“ erklärte. Hier läßt er uns merken, aus welcher geistigen Luft er kommt: er ist Pietist, und aller Pietismus geht ja schließlich, auf allerhand seltsamen Umwegen, zur deutschen Mystik zurück, Pietismus stammt aus jenem Nebenraum der deutschen Mystik gerade, der an die Heresie grenzt. Kant steht gewissermaßen antiethisch und korrespondierend zur deutschen Mystik zugleich: sie will aus dem gesicherten Objekt schon fast ins Subjektive durchbrechen, er wagt aus subjektiver Befangenheit noch nicht den letzten Schritt ins Objekt. Aber eine Epoche geht mit ihm ins Grab: die des Muts zur Willkür. Eine neue kündigt sich an: die des Verlangens nach Gewißheit. (Auch der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts verdankt ja seinen ungeheuren Erfolg nur der Gewißheit, die er verspricht.) Kant hat sein Wort eingelöst: wieder „zum Glauben Platz zu bekommen“.

Die „Kritik der reinen Vernunft“ erschien 1781. Fast anderthalb Jahrhunderte hat sie nun auf den deutschen Geist eingewirkt. Denker wirken doch stets hauptsächlich als Anreger von produktiven Mißverständnissen. Bei Kant soll an ihnen seine Schreibart schuld sein, die für schwer gilt. Sie ist es nur für den, der gewohnt ist, etwas schon Fertiges entfaltet zu sehen. Der unbeschreibliche Reiz Kants ist, daß er uns das Werden seiner Werke belauschen läßt: wir wohnen ihrer Geburt bei, sie werden und wachsen unter unseren Augen, wir meinen den Flügelschlag des Genius zu hören, zuweilen so stark, daß uns die Ohren sauren. Auch hier gedankt man unwillkürlich der deutschen Mystiker, denen auch zuweilen der Urquell der Eingebung aus dem feuerfangenden Mund stürzt. Der Verstand weit dann nicht gleich, wie man sich in solchen Fällen eigentlich zu benehmen hat: sie sind nicht sein Fach. Dazu kommt, daß dem Verstande jedes Organ für die coincidentia oppositorum des Casaners fehlt; der Verstand nimmt den Gedanken beim Wort, das Wort beim Buchstaben, und hat kein Gefühl für das Mitschwingen des Gegensatzes in jeder menschlichen Wahrheit. Jeder Professor liet sich also auf einem anderen Sage Kants nieder und richtete sich da behaglich ein; in der Geschichte dieser Niederlassungen ist die deutsche Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts enthalten. Erst als alle Möglichkeiten, Kant mizuverstehen, der Reihe nach durchgeprobt und schließlich erschöpft waren, kam man auf den Einfall, ihn nun einmal als gegeben hinzunehmen und zu fragen, was er denn, er selber, eigentlich gemeint haben könnte. Statt ihn zu deuten, fing man an, ihn nun vor allem doch auch einmal zu lesen. Er hat das voraus gemut, er schrieb 1797: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erst verstehen und dann meine Bücher aufs neue studieren und gelten lassen.“ Mit einiger Verzapfung trifft das jetzt ein. Wir sind jetzt daran, allmählig Kant lesen zu lernen. Er zeigt uns, daß an aller Erscheinung wir selber mitmachen, aber er zeigt uns auch, daß dieses Mitschaffen nicht unserer Willkür überlassen bleibt; nicht wir allein sind die Schöpfer unserer Erscheinungen, und an diesen Erscheinungen selber haben wir schon den Bauren für ein Jenseits von ihnen, an diesen Erscheinungen selber schon werden wir gewiß, daß in ihnen etwas erscheint: Erscheinung selber führt uns aus dem Kerker unserer Einsamkeit heraus, Erscheinung selber weist uns schon hinüber. Goethe sagt: „Kant beschränkt sich mit Vorsatz in einem gewissen Kreis und deutet ironisch darüber hinaus.“ Ironisch? Wer aber ist mit dieser Ironie gemeint? Wie man von Leichtgläubigkeit spricht, so gibt es auch eine Leichtgläubigkeit, und auf diese, die zu seiner Zeit ein dogmatisches Ansehen genoi, mag Kants Ironie gezielt haben. Er wußte, daß es nicht so einfach war, diesen Leichtglaubigen klar zu machen, daß wir, so bald wir nur zu denken beginnen, schon transzendieren müssen.

„Die Gesamtheit dessen, woran wir nicht zweifeln können, weil es die Basis ist, von der aus jedes bewußte Wesen in der Welt sich orientiert, diese Unrealitat läßt sich in dem Sage formulieren: ich denke Gegenstände, die ich als vor meinem Denken unabhängig denke. Nach der primären Aussage des Bewußtseins denken wir die Gegenstände ausdrücklich als nicht zusammenfassend mit unserem Ich. Wenn wir aber überall im Erkennen keine andere als transzendierende Erkenntnis finden, so können wir diese Form des Erkennens nicht verwerfen, weil wir weder eine andere haben, womit wir sie verwerfen, noch eine andere, die wir an ihre Stelle setzen könnten. Transzendenz ist das Apriori der Er-

kenntnis. In jeder seiner Funktionen geht das Erkennen über sich selbst hinaus; in jeder transzendiert es, sofern es richtig ist, auf ein Element des Wirklichen. . . Den Anspruch auf transsubjektive Gültigkeit erhebt das Erkennen zu recht, weil es, obwohl subjektiver Vorgang, doch transsubjektive Gegenstände meint und in sich trägt. Wir müssen, was wir erkennen, als von unserem Erkennen unabhängig geltend oder existierend setzen, annehmen, glauben. Glaube ist Voraussetzung sowohl wie Resultat der Erfahrung. Glaube ist völlige Gewissheit einer Erkenntnis aus sich selbst. Diese Sätze stehen in einer von Frau Dr. Edith Landmann verfaßten Schrift: „Die Transzendenz des Erkennens.“ (Berlin, Georg Brandt, 1923.) Ein Meisterstück an Klarheit des Gehaltes wie des Vortrages, von einem guten Ton, der vertrautesten Verkehr mit den höchsten Geistern bezeugt, durchaus kantisch, im besten Sinne, allerdings, wenn man so sagen darf, kantisch in einer gewissermaßen thomistischen Lesart, ist dieses überragende Buch vielleicht das schönste Weibgeschenk zu Kant's zweihundertstem Geburtstag: es bezeugt, wie viel von ihm ein unentbehrlicher Teil des gesamten Denkens geworden ist, es bezeugt, daß er Hand in Hand mit den unsterblichen Weisern steht.

Die Ohrfeige im Leben Kants.

(Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstag erzählt)

Von Herbert Gulerberg.

Man sollte solche Dinge wie Ohrfeigen gegen Jugendliche nur mit einer gewissen Vorsicht verteilen. Dies sei allen gesagt, die zu leichtfertig damit wie mit erzieherisch notwendigen Rundgebungen herumhantieren. Nur sehr wenige sind mit einer Ohrfeige zu Geistesrittern geschlagen worden. Den meisten schadet solch ein Klaps mehr als er nützt, besonders wenn er achlos und unbedacht verabfolgt wird. Wie wichtig und ernst eine Ohrfeige zu nehmen ist, das hat die kluge Kirche erkannt, indem sie bei einem so ehrwürdigen Brauch wie der Firmung dem Firmling von dem Bischof einen leichten Backenstreich geben läßt. Zur Erinnerung an Christi Leiden und als Hinweis auf die eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen, wie es zur Begründung heißt.

Auch in Kants Leben hat die Ohrfeige eine sehr bedeutende einschlagende Rolle gespielt. Und zwar die einzige Ohrfeige, die er als Knabe verabfolgt bekam. Nicht von seinen Eltern. Denn seine fromme zarte Mutter, die allsonntäglich im Königsberger Dom zu Füßen des Predigers und Konsistorialrats F. A. Schulz dem Gottesdienst bewohnte, war viel zu gut, um sich dezent handgreiflich an ihrem heißgeliebten Jungen zu vergreifen. Und der Alte, ein Sattler oder Riemenmeister, wie er selbst seinen Stand bezeichnete, fürchtete, den kleinen, schwachen, von Geburt etwas verachteten Knaben Immanuel gleich umzuhauen, wenn seine von der Arbeit hart wie Leder gewordene Hand dem Söhnchen an die Backe geknallt hätte.

Nein! Die einzige obbesagte Maulschelle empfing Kant als Schüler des Collegium Fridericianum, einer frommlichen Gelehrtenschule zu Königsberg. Und zwar von der nicht allzu kräftigen, aber immerhin ziemlich beschlagenen Hand des soeben erwähnten Herrn Konsistorialrats Schulz, der genannter nach dem Muster des pietistischen Waisenvaters Francke in Halle geleiteten Anstalt vorstand. Dieser Diener am Worte Gottes teilte aber jene Backspatze dem kleinen Immanuel für sein wiederholtes Vorjagen aus, das er seinen

unbegabteren Mitschülern angedeihen ließ. Insbesondere ärgerte sich der geistliche Herr darüber, daß der sprachbegabte Knabe seinem jüdischen Nachbarn Moses Mendel in der hebräischen Stunde mehrfach vorflüsterete: „Laß es nach, Immanuel!“ hatte der Gottesgelehrte zornig gewarnt und zur Erklärung seines Affektes hinzugefügt: „Hebräisch sollte eine Liebhaberei von Moses sein. Er müßte von Rechts wegen viel besser Bescheid in diesem Fach wissen als du!“ Da, als Immanuel wieder nicht umhin konnte, dem Lehrer wie seinem Nachbarn den Irrtum dieses Urteils durch erneutes Vorsprechen vor Ohren zu führen, war dem geistlichen Schmeißer die Hand ausgerutscht. Und er hatte dem unermüdblichen Einblaser zur Strafe für sein vorlautes Wesen eins ausgewischt.

Unglückseligerweise verursachte die verabreichte Ohrfeige bei dem schwächlichen Musterjünger ein kleines Nasenbluten, wie solches leicht die Folgen solcher in ihrer Klangstärke nicht immer vorher genau abzustimmender Züchtigungen ist. Der mit den Eltern Kants wohlbefreundete fromme Gottesmann war darüber weit mehr erschrocken als der Betroffene selber, der mit einem verlegenen Lächeln seinen entsetzten Zuchtmeister nur bat, sich draußen im Hof an der Pumpe ein wenig abwaschen und sammeln zu dürfen. Was ihm von dem bestürzten Hirten der pietistischen Gemeinde von Königsberg, der alles andere wie ein Torquemada war, gern bewilligt wurde.

Draußen stellte der jugendliche Kant fest, a) daß sein Apperzeptionsvermögen für die Außenwelt noch nicht gelitten habe, sowie b) daß eine Kausalität zwischen seinem Verjagen, der empfangenen Maulschelle und seinem augenblicklichen Nasenbluten bestehe, und schließlich c) daß der ehrwürdige Konsistorialrat zu dieser Poena manualis, dieser handgreiflichen Strafe, moralisch berechtigt gewesen sei. „Mein Besserwissen“, so deduzierte der Knabe Kant auf dem Schulhof, „wurde mir in dem Augenblick zur doppelten Schweigepflicht, als mich mein Herr Direktor kraft seiner Autorität zur striktesten Ruhe verwies. Seine Votaussetzung, daß Moses sich als ein kenntnisreicherer Hebräus zeigen müßte als ich, war falsch. Aber damit war mir noch nicht das Recht gegeben, ihn eines anderen zu belehren. A priori besteht für mich die Pflicht, solange ich diese Anstalt als Schüler besuche, den Anordnungen meiner mir vorgesetzten Lehrer Folge zu leisten. Ergo ist ein jedes Abweichen von diesem Imperativ ein Vergehen meinerseits, für das ich eine Bestrafung zu vergebemüßigen und verdient hatte.“

Freilich könnte ich subjektiv dagegen geltend machen, daß ich aus einem an sich lobenswerten Motiv handelte, als ich meinem im Hebräischen schwächeren Nachbarn vor sagte. Ich wollte damit einem anderen beistehen und die fremde Glückseligkeit vernehmen. Ich folgte damit einem moralischen Gesetz in mir, das mich antrieb, meinem Nächsten in einer Notlage beizuspringen. Wenn ich mich ganz genau prüfe, kann ich vor Gott als dem höchsten Wesen bekennen, daß der altruistische Drang sogar das hedonistische Gefühl, mich durch meine größeren Kenntnisse vor meinem Gefährten und dem Direktor hervorzuheben, überwog. Für mich war also meine Tat gut, und insolge dessen könnte sie zur allgemeinen Maxime erhoben werden.

Jedoch dem widerspricht, daß ich durch mein Gebundensein an die Erscheinungswelt, formuliert durch den Vertrag, den ich mit dem Besuch dieser Schule eingegangen bin, mich an die Postulate halten muß, die an mich gestellt werden. Die praktische Vernunft verlangt, daß ich meinen Hang zur Nächstenliebe so weit zügle, daß ich dadurch nicht in Kollision

mit den Schulgesetzen gerate. Mein Versagen war die causa efficiens der Ohrfeige, die mir appliziert wurde. Es veranlaßte meinen Vorgesetzten, aus dem friedfertigen Zustande des Belehrens in den mir verhassten Zustand des Löschlagens zu treten. Ergo war für mich geboten, ihn nicht durch Vorsprechen zu reizen. Die Pflicht, zu schweigen, hatte in meinem Falle die Superiorität über die Pflicht, dem Kenntnisärmeren zu Hilfe zu kommen. Gehorsam geht über Mitleiden. Daraus folgt, ich habe die Maulschelle verdient, und indem ich mir dies klarmache, tritt jene innere Glückseligkeit bei mir ein, die nicht aus einer größten Summe des Vergnügens resultiert, sondern die Lust aus dem Bewußtsein der Vernunft in mir zum Siege verfolgen zu haben und dadurch mit meiner Selbstmacht zufrieden zu sein.

Indem sich das Kind Kant an seinen Gefühlen klarmachte, was der Mann Kant später in seinen Gedanken folgern sollte, hatte sich der Knabe dem Brunnen genähert. Die Schule befand sich in einem Schuppen nahe bei einem unlängst von dem Vater des großen Friedrich, von dem Soldatenjunker, errichteten Kasernengebäude, in dem ein Regiment preussischer Grenadiere auf den kategorischen Imperativ eingebrüllt wurde, dessen Kategorien nur auf die einzige der unbedingten Subordination hinausliefen. Der Brunnen, über den sich der Gelehrtenschüler Kant nun beugte, das Blut abzuwischen, das über seinem Philosophieren zu rinnen aufgehört hatte, stand mit dem Bregel, der Königsberg durchströmt, in kommunizierender Verbindung. Und da der Bregel gerade ziemlich tief war, stand auch das Wasser im Brunnen nicht sehr hoch. Man hatte darum für den Gebrauch der jungen Gelehrten einen Eimer voll Wasser heraufgewunden. An dem reinigte sich nun der Schüler Kant äußerlich von den sichtbaren Spuren des ihm mit Recht ausgehändigten Backenstreichs, den er auf inductivem Wege bereits schon getilgt hatte dadurch, daß er sich diese empirische Faktum zu einer selbstverschuldeten und daher gebührenden Zurechnung ins Transzendente umgedacht hatte.

Als er sich nun das Maß von seiner Wange streifte und über den Brunnen beugte, sah er zunächst sich selber ganz klein unten in der Tiefe des Brunnens wieder und dazu den gestirnten Himmel, den man oben, wo die Sonne schien, nicht wahrnahm. Und plötzlich durchzuckte ihn der erste Funken der Vorstellung von einer phänomenalen und von einer intelligiblen oder von einer rhapsodischen und metaphysischen Welt. Auch dämmerte die Ansicht, daß Raum und Zeit nur Formen unserer Sinnlichkeit und bloßen Anschauung und nicht real seien, bereits in diesem Augenblick in Kant auf. Sowie der praktische Glaube, daß das Gebäude der Welt, repräsentiert in den Sternen über uns, nach dem nämlichen kosmischen Moralgesetz gelenkt würde, das auch die Menschenbrust mit ihren widerstreitenden Affekten regelte.

Die moralische Nutzenwendung dieser Geschichte kann positiv oder negativ, jedenfalls muß sie dualistisch wie Kants ganzes philosophisches Lehrgebäude ausgelegt werden. Sie sollte aber unter allen Umständen erneut zur Vorsicht bei der Verteilung von Ohrfeigen als Erziehungsförderung bei Jugendlichen warnen. Denn ohne diese markante Ohrfeige in seiner Kindheit wäre Kant vielleicht bedauerlicherweise nicht zum Philosophen geworden, aber uns wäre damit erfreulicherweise der Trost seiner Ausleger und Erklärer erspart geblieben, all seiner Kommentatoren und Rärtner, über die schon Schiller ächzte. Und der ist schon über hundert Jahre tot.

Zwischen den Dünen.

Roman von Kurt Hiller.

(69. Fortsetzung.)

XLVIII.

Es verging eine Woche, eine zweite und eine dritte. Das einzige menschliche Wesen, mit dem er zuweilen gesprochen, war die grauhaarige Frau, die wöchentlich an seinem Hause vorbei zu den Anpflanzungen ging, um ihren Fisch zu verkaufen. Sie brachte ihm, was er zum Leben brauchte. Das erstemal war sie gekommen, um ihm den Schlüssel zu bringen, den der Oberloffe aufbewahrt hatte. Einmal hatte sie Grüße von ihm bestellt. Warum er nie nach Skagen käme, man hätte doch so manches miteinander zu sprechen, er selber könne nicht kommen, die alten Beine wollten nicht mehr, und auch mit den Augen wäre es nicht mehr ganz so wie sonst. Bork hatte sie angeschaut, abwesend genickt und keine Antwort gegeben. Zweimal war Wadsen mit seinem Wagen herangekommen, hatte anhalten lassen, war heruntergestiegen und hatte mehrere Male an die Haustür geklopft. Doch drinnen war alles ruhig geblieben, keiner hatte gerufen, keiner geöffnet, obwohl man Rauch aufsteigen sah aus dem kleinen runden Schornstein mitten im Dach. Kopfschüttelnd war er weitergegangen. Beim zweitenmal auf der Rückfahrt nach Skager, spät in der Nacht, hatte er Licht brennen sehen in der westlichen Stube. Wieder hatte er halten lassen, war abgestiegen und hatte geklopft, einmal, zum zweiten, zum drittenmal immer vergebens. Kein Laut war vernehmbar geworden, kein Schritt.

So lebte Bork Tag um Tag in einer sonderbaren dumpfen Ergebung. Nie verließ er das Haus. Stundenlang saß er verkrochen hinter dem Tisch im Winkel der Bank, ohne Gedanken, in seiner Brust dumpf und dunkel das rätselhafte Gefühl, auf irgend etwas warten zu müssen, auf etwas Kommendes, etwas Bestimmendes, das nicht zu erründen war. Nutzlos darüber zu grübeln. Doch es war da, Tag um Tag, Nacht um Nacht, und wollte nicht weichen.

XLIX.

Am dritten Tag, im August, sah er durch das westliche Fenster den Postmann um die Ecke des Weges biegen. Wer aus der Welt da draußen konnte ihm schreiben? Der Postmann querte den Weg, reichte grüßend zwei Briefe durchs offene Fenster und stampfte zurück.

Bork trat zum Tisch. Zwei Briefe, der eine lang, gelb und schwer aus Frederikshaven, der andere kleiner und weiß, mit dem Poststempel Hamburg. Er erkannte sogleich die

schräge, sorgfältig gezirkelte Schrift des Hauptpastors Tobaben. Er startete sie an, dann legte er den Brief langsam beiseite, öffnete mechanisch den ersten und zog der Länge nach gefaltete Akten heraus. Es war ein Brief des Anwalts, der ihn verteidigt hatte, und auf zehn engbeschriebenen Folioseiten die Begründung des freisprechenden Urteils. Gleichgültig, ohne zu lesen, legte er die Papiere zum Tisch und griff langsam zum Brief des Pastors.

Was mag er wollen, dachte er müde, es ist doch alles zu Ende.

Eine Beklemmung faßte ihn an. Pögernd machte er auf. Ein zweiter Brief fiel heraus mit der Aufschrift: Herrn Justus Bork, durch Vermittlung des Herrn Hauptpastors Tobaben in Hamburg. Es war eine kleine, ungelenke, schräge und fremde Schrift. Er zauderte lange, den Brief zu öffnen. Dann, mit einer ungewohnt raschen Bewegung der Hand, riß er ihn auf, zog ein Stück bedrucktes Papier heraus, das ausah wie ein Abschnitt aus einer Zeitung, und ein kleines, weißes, gefaltetes Blatt.

Langsam, schwer glitt sein Blick über das lange schmale, bedruckte Papier. Nach wenigen Zeilen schrak er zusammen. Sein Gesicht erblaßte. Unnatürlich weiteten sich seine Augen und wurden sekundenlang dunkel. Dann begann er aufs neue zu lesen mit stockendem Atem.

„Husum, 20. Juli 1906.“

Zur Aufhebung einer kanadischen Sklavenfarm. In Ergänzung unserer Hamburger Blätter entnommenen Mitteilungen über die Aufhebung einer Farm im westlichen Kanada, auf der Frauen und Mädchen von gewissenlosen Agenten aus allen Ländern der Erde herangeschleppt unter der grausamen Leitung verrohter Aufseher zu schwerster Landarbeit mißbraucht wurden, können wir heute das Nachstehende mitteilen: „Unter den befreiten Frauen und Mädchen befinden sich mehr als hundert Deutsche, darunter sieben Schleswig-Holsteinerinnen, eine aus Husum: Ingrid Lorn, eine Waise, die vor wenigen Jahren nach Amerika ausgewandert und seitdem völlig verschollen.“

Er vermochte nicht weiter zu lesen. Schwer sank seine Hand zum Tisch. Sklavenfarm . . . Sklavenfarm . . . Und dann mit tiefem Atemzug: Sie lebt . . . ist frei . . .

Durch die Hand, die das kleine gefaltete Blatt aufnahm, ging ein Erbeben.

Ingrid ist gestorben in einem fahrenden Zug nach Newyork. Am 3. Juli, mittags um zwölf. Sie liegt begraben auf einem Friedhof in Hardingtown. Beata Lorn, Ingrid's Schwester.“

Seiner Kehle entrang sich kein Laut, kein Stöhnen. Nur seine Augen zerbrachen zu Schutt. Der hart geschlossene Mund verkrampfte sich, als wollte er vergehen vor Weh. Das

Herz in der Brust erstarrte und hörte auf zu bluten. Dämmer füllte die Stube. Draußen kein Wind, keine Wolke. Ueber den nachten, friedvoll ruhenden Dünen hinauf glühend rot der Atem der untergehenden Sonne.

L.

In dieser Nacht, die eine warme Sommernacht war, der Himmel voll stiller Sterne, die schweigenden Meere überflossen von weichem Glanz, in der lichtbeauten Luft nicht der Hauch eines Windes, saß im einsamen Haus zwischen den Dünen ein Mann, die Schultern tief nach vorn, das Antlitz in den Händen vergraben. Er schluchzte lautlos und konnte nicht aufhören zu schluchzen die ganze Nacht. Einmal fuhr er empor. Er sah sich in seinem düsternen Keller, betäubene Menschen an schmutzigen Tischen, Richter hatten ihn freigesprochen von Mord, einem Leben zurückgegeben, einem Leben ewiger Not. Ueber ihm eine Uhr hatte zwölf tasselnde Schläge getan. Da war ein Ruf in seine Seele gefallen und hatte es für einen Herzschlag erhellt, wunderbar süß und jeltzam bang.

Durch den Leib des einsamen Mannes ging ein Erschüttern.

Sie ist gestorben in einem fahrenden Zug, am 3. Juli, mittags um zwölf.

Der gleiche Tag . . . die gleiche Stunde. . . Tief sank sein Kopf zu den Knien.

LI.

Wenige Tage später, in der Dämmerstunde des Abends, klopfte es an der Tür des winzigen Hauses des Oberloffen Jes Nielsen.

Die Thode am Herd, den hölzernen Löffel in einem Topf voll kochenden Breis, wandte den Kopf und rief herein. Bork trat in die Diele, schloß die Tür, blieb stehen und grüßte.

Die kleinen trüben Augen aufreißend, fuhr der Greis aus seinem Sessel empor, ächzend und die eingefallenen Lippen verkneifend. Der alte, ausgetrocknete Leib schmerzte bei jeder Bewegung in allen Knochen und Sehnen.

„War auch Zeit, mein Herr“, rief er rüchelnd und im verschwommenen Blick entstand ein grünliches Flackern.

Er wollte weiter sprechen, doch er verstummte beim ersten Wort, als er erkannte, wie jeltzam verändert das Gesicht dieses Mannes war. Es war ernst und verschlossen wie sonst. Doch die Stirn war frei, die straffe Haut ohne Falten, der Mund, um den so oft ein Zucken gewesen war, schien ruhig geworden, die Augen dunkel und jeltzam groß, wie still gemacht von einer tiefen Traurigkeit.

(Schluß folgt.)